

MELISSA DALEY
Mollys Weihnachtswunder



Buch

In den malerischen Cotswolds haben Katze Molly und ihr süßer Nachwuchs bei der Cafébesitzerin Debbie ein liebevolles Zuhause gefunden. An kalten Tagen lockt das Café mit heißem Tee und leckerem Kuchen, und alle freuen sich auf ein gemütliches Weihnachtsfest. Doch dann taucht Debbies quirliche Schwester Linda auf. Während sie zu Debbies Entsetzen das Geschäft durcheinanderbringt, jagt ihr Kläffer Beau die Katzen durchs Haus. Molly, die schon einmal auf der Straße leben musste, sieht ihr Zuhause in Gefahr. Und als auch noch eines ihrer Kätzchen verschwindet, kann nur noch ein Weihnachtswunder alle wieder vereinen ...

Weitere Informationen zu Melissa Daley sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie am Ende des Buches.

Melissa Daley

Mollys
Weihnachtswunder

Roman

Aus dem Englischen
von Anna Julia Strüh



GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Christmas at the Cat Café«
bei Macmillan, an imprint of Pan Macmillan, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

3. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2018

Copyright © der Originalausgabe by Melissa Tredinnick, 2016

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Illustrationen im Innenteil: Ray and Corinne Burrows (Beehive Illustration)

Redaktion: Ilse Wagner

KS · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48780-6

www.goldmann-verlag.de

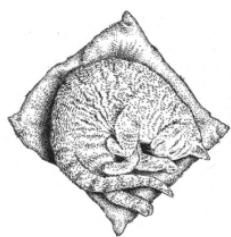
Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



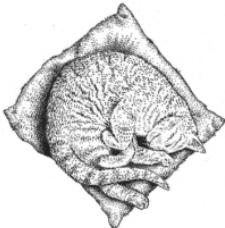
Für meine Schwester Emma

»Gibt es ein größeres Geschenk
als die Liebe einer Katze?«

Charles Dickens, *Cat Stories and Poems*



1



Die honigfarbenen Gebäude, die den Marktplatz umsäumten, schimmerten im strahlend hellen Herbstlicht. Ich saß im gesprengelten Schatten einer Ulme, sah zu, wie Scharen von Touristen und Einkaufsbummmlern die Kopfsteinstraßen entlangschlenderten, und sog die Atmosphäre florierender Geschäftigkeit in mich auf.

Eine kühle Brise zerzauste mir das Fell, und ich atmete tief ein, genoss den Geruch heruntergefallener Blätter, der sich mit den verlockenden Düften von Fleisch und Käse aus dem Feinkostladen hinter mir mischte. Die Glocke des Kirchturms hatte gerade fünf Uhr geschlagen, und ich wusste, dass sich der Tumult auf dem Marktplatz bald legen würde, wenn die Läden schlossen und die Besucher sich auf den Weg nach Hause machten. Ich gähnte, sprang von der Bank herab, auf der ich mich niedergelassen hatte, und streckte mich ausgiebig, bevor ich ebenfalls die Heimreise antrat.

Immer dem Verlauf des Gehsteigs folgend, trotzte ich an zahlreichen Teeläden, Antiquitätengeschäf-

ten und Souvenirshops vorbei, die den Marktplatz umgaben, und bog vor den Steinstufen des imposanten Rathauses ab. Die Scharen grauhaariger Damen in robusten Schuhen bemerkten kaum, wie ich zwischen ihnen hindurchlief, so sehr waren sie damit beschäftigt, in letzter Minute ihre Einkäufe zu erledigen, bevor sie wieder in ihre Reisebusse stiegen. Als ich damals als obdachlose Katze nach Stourton-on-the-Hill in den Cotswolds gekommen war, hätte mich die Gleichgültigkeit so vieler fremder Menschen gestört, doch jetzt spazierte ich mit hocherhobenem Schwanz zwischen ihnen einher, beflügelt von dem Wissen, dass ich nun auch ein Zuhause hatte, in das ich zurückkehren konnte.

Sorgsam darauf bedacht, die zahlreichen Gassen zu meiden, die vom Marktplatz wegführten und, wie ich wusste, von streunenden Katzen scharf bewacht wurden, bog ich in eine hübsche, mit Maklerbüros und Boutiquen gesäumte Durchgangsstraße ein. Flink bahnte ich mir einen Weg unter Toren hindurch und über Zäune hinweg, bis ich mich schließlich vor einer langen Reihe von Geschäften neben einer Kirche wiederfand.

In dieser schmalen, kopfstein gepflasterten Straße wurden alltäglichere Bedürfnisse bedient. Hier gab es einen Zeitungskiosk, eine Bäckerei und einen Haushaltsgüterladen. Und am Ende der Straße lag ein Café. Wie die umliegenden Gebäude war es eher klein, doch seine goldfarbenen Steinwände strahlten dieselbe Wärme aus wie seine größeren Gegenstücke am

Marktplatz. Die Fassade wurde fast vollständig von einem gewölbten Erkerfenster eingenommen, umrahmt von Hängekörben, in denen wild wuchernde, aber selbst nach dem langen Sommer noch blühende Geranien wuchsen. Das Einzige, was das Café von den zahlreichen anderen Lokalen in Stourton unterschied, war die Tafel vor dem Eingang, die verkündete: »Geöffnet. Hier gibt's Kaffee, Kuchen und Schmuseeinheiten«. Dies war *Mollys Café*, das einzige Katzencafé in den Cotswolds, und es war mein Name, der in rosaroter Kursivschrift an der Markise über dem Fenster stand.

Ich schob mich durch die Katzenklappe in der Eingangstür und wurde sofort von dieser unbeschreiblichen Ruhe durchströmt, wie sie nur ein Raum voller schlafender Katzen ausstrahlen kann. Das Café begann sich nach dem nachmittäglichen Andrang allmählich zu leeren, aber ein paar Gäste saßen noch an den Tischen und unterhielten sich leise, während sie Tee aus Porzellantassen schlürften. Der Stil des Cafés war mir ebenso vertraut wie meine eigene getigerte Musterung, von seinen Deckenbalken und warmen rosaroten Wänden – dieselbe Farbe wie die Abdrücke der Pfoten, die sich kreuz und quer über die Bodenfliesen schlängelten; das Ergebnis meiner Begegnung mit einer Farbwanne, als das Café eingerichtet worden war – bis zu den bunt gestreiften Wachstüchern auf den Tischen und den handgeschriebenen Spezialitäten auf der Tafel, die über dem Holzofen hing.

Auf dem Weg durch das Café blickte ich mich um

und prägte mir ein, wo sich meine Kleinen aufhielten. Es waren fünf – mein erster und einziger Wurf –, und ihre unerwartete Ankunft vor gut einem Jahr hatte indirekt die Transformation des Cafés vom heruntergekommenen Sandwichladen zum florierenden Katzencafé bewirkt. Als Erstes sah ich Purdy: Sie lag besitzergreifend auf der Katzenhängematte, die nahe der Treppe von der Decke hing, ihre weiß getupften Pfoten baumelten träge über den Rand. Sie war als Erste auf die Welt gekommen und nahm sich daher ihren Geschwistern gegenüber gewisse Privilegien heraus; unter anderem gebührte ihr der höchste Schlafplatz. Während ich mich zwischen den Stühlen und Tischen hindurchschlängelte, erspähte ich ihre Schwester Maisie auf dem Katzenbaum in der Mitte des Raums. Maisie war das kleinste und schüchternste der Kätzchen. Sie beobachtete ihre Umgebung am liebsten von dem überdachten Unterschlupf aus, der am Stamm des Katzenbaums befestigt war, und behielt mit wachsamem grünen Augen das Treiben im Café im Blick.

Mein Ziel war das sonnengebleichte Baumwollkissen am Fenster. Die Mitarbeiter und Gäste des Cafés kannten es als »Mollys Kissen«, weil es schon seit Langem mein Lieblingsplatz war – von dort aus konnte ich das Geschehen sowohl im Café als auch draußen auf der Straße beobachten. Ich sprang hoch und drehte mich ein paarmal im Kreis, wobei ich die weiche Oberfläche mit meinen Pfoten durchknetete und den vertrauten Geruch, das vertraute Gefühl ausgiebig genoss. Um mich herum zogen die letzten Gäste

ihre Jacken an, nahmen ihre Einkaufstaschen und bezahlten die Rechnung. Abby und Bella, wie immer unzertrennlich, belagerten gemeinsam einen der Sessel vor dem Kamin. Dicht zusammengekuschelt, mit geschlossenen Augen, putzten sie sich gegenseitig.

Debbie, unsere Besitzerin, kam hinter der Theke hervor, bewegte sich systematisch durch den Raum und wischte die Tische ab. Leicht ermattet, wie sie nach einem langen Arbeitstag immer war, ging sie zu dem Tisch, der am nächsten bei der Tür stand, strich sich ihren fransigen blonden Pony aus den Augen und lud sich die leeren Teller und Tassen auf den Arm. Ein Lächeln erhellt ihre blauen Augen, als Eddie – der einzige Junge, den ich zur Welt gebracht hatte – auf die Tischdecke sprang und hoffnungsvoll an dem halb leeren Milchkännchen schnupperte. »Eddie, du Schlawiner! Wo sind denn deine Tischmanieren?«, tadelte Debbie ihn und schob ihn sanft auf einen Stuhl. Er blickte ihr sehnsüchtig nach, als sie – und das Milchkännchen – in der Küche verschwand, bevor er von dem Stuhl herabsprang und enttäuscht davonlief.

Eine Bewegung draußen vor dem Fenster erregte meine Aufmerksamkeit. Eine Drossel hüpfte über die Regenrinne am Haus gegenüber und zwitscherte aufgereggt; eine unverkennbare Warnung, dass sich eine Katze näherte. Ich beugte mich dichter ans Fenster, um die ganze Straße überblicken zu können, und entdeckte einen schwarz-weißen Kater, der forschen Schrittes über das Pflaster lief. Selbst aus der Entfernung erkannte ich ihn sofort an seiner langgliedrigen

Statur und seinem selbstsicheren Gang: Jasper, der Vater meiner Kinder.

Bevor er das Café erreichte, bog er um eine Ecke und verschwand. Ich wusste, dass er zu der Gasse unterwegs war, die parallel zu unserer Straße verlief – dort wartete er immer nach Ladenschluss auf mich.

Die Wärme der tief stehenden Sonne, die durch die Fensterscheibe noch verstärkt wurde, übte ihre unwiderstehliche Wirkung auf mich aus. Ich würde mich später mit Jasper zu unserem allabendlichen Spaziergang treffen, aber zuerst musste ich ein kleines Nickerchen machen. Ich legte mich auf das Kissen, verstaute meine Pfoten ordentlich unter mir und schnurrte schlaftrig, als mich eine tiefe Zufriedenheit durchströmte. Ich hatte es gemütlich, bekam genug zu fressen und war von den Menschen und Katzen umgeben, die ich liebte. Das Leben meinte es gut mit mir. Und als mein Kopf auf das weiche Baumwollkissen sank, sah ich keinen Grund, warum das nicht für immer so bleiben sollte.

2



Ich war gerade eingenickt, als die Messingglocke über der Tür klingelte. Meine Ohren zuckten, aber erst der überraschte Ausruf von Debbie, die hinter der Theke stand, schreckte mich endgültig aus dem Schlaf.

»O mein Gott, Linda!«

Verwundert blickte ich auf und sah Debbie durch das leere Café eilen, um eine Frau zu begrüßen, die an der Tür stand. Ich wusste gleich, dass sie kein Stammgast war. Sie trug eine Weste aus Kunstpelz, enge weiße Jeans und hochhackige Lederstiefel, und ihre blonden Haare fielen ihr in dichten Wellen um das Gesicht, das halb hinter einer riesigen Sonnenbrille verborgen war. Als Debbie sie erreichte, schob die Frau ihre Brille auf den Kopf und lächelte. »Ich war gerade in der Gegend und dachte, ich schaue kurz vorbei. Wird auch langsam Zeit, dass ich mir das berühmte Katzencafé ansehe«, sagte sie und schloss Debbie in die Arme.

»Nun, das ist es. Was hältst du davon?«, fragte Debbie und zuckte selbstkritisch die Schultern.

Linda blickte sich um und musterte die Inneneinrichtung des Cafés mit prüfendem Blick. »Sehr schön,

Debs.« Sie nickte anerkennend. »Mir gefällt es. Richtig gemütlich.«

Debbie sah über Lindas Schulter zur Tür. »Wo ist Ray? Wolltet ihr beide mal einen Tag raus aus London?«

»Nein, nein, Ray ist nicht hier«, erwiderte Linda in einem Ton, der ihr einen verwunderten Blick von Debbie einbrachte. »Ich darf meine Schwester doch wohl allein besuchen, oder nicht?«, fügte sie ein wenig beleidigt hinzu.

»Natürlich!«, versicherte Debbie ihr. »Ich bin einfach überrascht, dich zu sehen. Warum hast du mir nicht gesagt, dass du kommst?«

»Es war eine spontane Entscheidung«, erklärte Linda leichthin. »Ich dachte, es wird Zeit, dass ich endlich mal herkomme und dich besuche – und Sophie natürlich auch.«

»Komm, ich hol dir schnell was zu essen«, sagte Debbie, zog einen Stuhl heran und bedeutete ihrer Schwester, sich zu setzen.

Linda streifte ihre Weste ab und enthüllte ein eng anliegendes Top und zahlreiche Ketten, mit denen ihr Dekolleté geschmückt war. Sie nahm sich eine Speisekarte, während Debbie neben ihr geduldig wartete. »Katzenraum, Frostpfoten-Cake-Pops, Schnurrhaarkekse – das klingt alles köstlich, Debs«, murmelte sie, und Debbie strahlte vor Stolz. Linda studierte die Karte mit qualvoll unentschlossenem Gesicht, bevor sie schließlich verkündete: »Ich hätte gern einen Katzenraum und eine Kanne Earl Grey.«

Während Debbie um die Theke herum in die Küche lief, ertönte ein Piepsen aus der Tasche zu Lindas Füßen. Mit einem irritierten Stirnrunzeln beugte sie sich hinab, kramte ihr Handy hervor und begann fieberhaft auf dem Display herumzutippen. Während sie mit ihrem komischen Gerät beschäftigt war, begutachtete ich sie von meinem Fensterplatz aus und suchte nach Ähnlichkeiten zwischen den beiden Schwestern. Alles an Lindas sorgsam gepflegtem Äußeren stand in starkem Gegensatz zu Debbies lässigem Stil – von ihren manikürten Fingernägeln über ihre figurbetonten Klamotten bis hin zu ihren ordentlich frisierten Haaren. Ich versuchte mir vorzustellen, wie Debbie aussehen würde, wenn sie sich auch so um ihr Äußeres bemühen würde, aber das war schlicht unmöglich. So lange ich Debbie kannte, hatte sie immer mehr Wert auf Bequemlichkeit gelegt als auf Glamour. Ihre wenigen Versuche, sich etwas aufwändiger zurechtzumachen, hatten stets damit geendet, dass sie vor dem großen Spiegel in ihrem Schlafzimmer stand und ihr Spiegelbild missmutig anstarrte. »Oh, wozu der ganze Aufwand?«, seufzte sie dann, bevor sie ihre Haare wie üblich zu einem Pferdeschwanz zusammenband und einen alten Pulli überzog.

Ermutigt vom Erscheinen einer Kundin in letzter Minute, tapste mein Sohn Eddie zu Lindas Stuhl hinüber und setzte sich in der Hoffnung, mithilfe seines unwiderstehlichen Charmes ein paar Leckerlis zu ergattern, erwartungsvoll vor sie. Linda bemerkte ihn jedoch nicht und starrte nur weiterhin grimmig auf

ihr Handy, während sie mit dem Daumen über das Display wischte. Eddie, der ewige Optimist, hob die Pfote und stupste sanft gegen die Ledertroddel an ihrem Stiefel, sodass Linda erschrocken zusammenfuhr.

»Oh, hallo, Miezekätzchen«, murmelte sie geistesabwesend und beugte sich ein Stück zur Seite, um zu ihm hinunterzusehen.

Eddie blickte sie flehentlich an, aber Lindas stark geschminktes Gesicht blieb ausdruckslos. Ich seufzte frustriert. Diese Frau war ganz eindeutig keine Katzenliebhaberin. Niemand, der Katzen liebte, hätte Eddies flehendem Blick widerstehen können und ihn nicht zumindest gestreichelt. Anscheinend, schlussfolgerte ich – und bei dem Gedanken sträubte sich mir unwillkürlich das Fell –, war ihr Aussehen nicht das Einzige, was sie von ihrer Schwester unterschied.

Kurz darauf kam Debbie mit einem Tablett in den Händen aus der Küche zurück. »Bitte sehr. Ein Katzentraum und eine Kanne Earl Grey. Lass es dir schmecken!«, sagte sie und stellte den Teller und die kitschige Teetasse vorsichtig auf den Tisch. Linda lächelte freudestrahlend, als sie den mit Katzenohren und Schnurrhaaren verzierten Cupcake sah. Debbie setzte sich ihr gegenüber. »Musst du gleich wieder weg, oder kannst du noch zum Abendessen bleiben?«, erkundigte sie sich. »Ich bin in ungefähr einer Stunde fertig.«

»Oh, ich hab's überhaupt nicht eilig – ich bleibe gern zum Abendessen. Ich ... ich hab dir viel zu erzählen«, antwortete Linda, bevor sie genüsslich in den Katzentraum biss. »Oh mein Gott, Debs, der ist ja vorzüg-

lich«, fügte sie mit vollem Mund hinzu und tupfte sich mit einer Serviette die Lippen ab.

Debbie trat ein erschrockener Ausdruck in die Augen. »Ist alles in Ordnung?«, fragte sie hörbar besorgt.

»Ja, natürlich«, antwortete Linda leichthin, und plötzlich galt ihre gesamte Aufmerksamkeit den Zuckertütchen, die in einer Schüssel auf dem Tisch lagen. Eddie, der seine Chance auf eine erfolgreiche Bettelaktion dahinschwinden sah, schnüffelte niedergeschlagen auf dem Boden zu Lindas Füßen herum und zog sich dann auf den leeren Sessel am Kamin zurück. Unterdessen schien Linda fest entschlossen, überall hinzusehen, nur nicht zu Debbie, die sie fragend anschaute.

»Okay, hör zu«, sagte Debbie betont heiter, »ich muss noch aufräumen, aber warum gehst du nicht schon nach oben, wenn du ausgetrunken hast? Sophie müsste bald vom College zurück sein. Dann können wir alle zusammen essen.« Sie stand auf und band sich wieder ihre Schürze um.

»Das wäre wundervoll, Debs. Lass uns was bestellen – ich zahle.«

Debbie holte die Tafel von der Straße herein und drehte das Schild an der Tür auf »Geschlossen«, dann ging sie zurück in die Küche, wo ich sie mit den Angestellten reden hörte, während sie das Geschirr wegräumten und die Edelstahloberflächen putzten. Im Café nippte Linda an ihrem Tee und pickte mit den Fingern die letzten Kuchenkrümel von ihrem Teller auf.

Die Sonne war hinter die Ziegeldächer gesunken, und das warme goldfarbene Licht, das das Café erfüllt hatte, wurde von den kühleren Tönen eines dämmrigen Oktoberabends abgelöst. Meine Ohren zuckten, als der Wind an der Markise draußen vor dem Fenster rüttelte und ein kalter Luftzug hereinwehte, der mir einen Schauer über den Rücken jagte. Linda war wieder mit ihrem Handy beschäftigt, das Display tauchte ihr Gesicht in einen bläulichen Schein. Als sie ihren Tee ausgetrunken hatte, warf sie das Handy zurück in ihre Tasche und stand auf, und da trafen sich zum ersten Mal unsere Blicke. Sie musterte mich gleichgültig, als wäre ich nur ein Teil des Mobiliars. Schon zum zweiten Mal seit Lindas Auftauchen sträubte sich mir das Fell.

Mein starrer Blick schien sie bereits nach kurzer Zeit zu verunsichern. Sie brachte ihr Geschirr zur Theke. »Das war wundervoll, Debs. Ich gehe jetzt hoch«, rief sie in die Küche.

Debbie erschien mit klitschnassen gelben Spülhandschuhen in der Tür. »Gute Idee. Ich brauch nicht mehr lang. Oh, das hätte ich fast vergessen! Hast du die Namensgeberin des Cafés schon kennengelernt? Das ist Molly.« Sie zeigte mit einem triefend nassen Finger zum Fenster, wo ich immer noch saß und Linda von hinten finster anstarrte.

Linda drehte sich um und sah flüchtig in meine Richtung. »O ja, ich dachte mir schon, dass das die berühmte Molly sein muss«, sagte sie in einem Ton, der mir sarkastisch vorkam. In der Stille, die auf ihre

Worte folgte, warf Debbie mir ein entschuldigendes Lächeln zu, während Linda allem Anschein nach angestrengt überlegte, was sie noch hinzufügen konnte. »Sie beobachtet mich, seit ich hier angekommen bin«, fügte sie schließlich hinzu.

»Nun, denk immer dran: Ihr Name steht über der Tür, also kann sie dir den Eintritt verwehren«, witzelte Debbie.

Linda stieß ein unecht klingendes Lachen aus und ging zum Tisch, um ihre Sachen zu holen. Plötzlich erfüllt von dem Bedürfnis, die leere Wohnung zu beschützen, sprang ich vom Fenstersims und folgte Linda nach oben. In dem schmalen Treppenaufgang strömte mir ihr widerlich süßes Parfum in die Nase, sodass ich die Luft anhalten musste.

Auf dem Weg durch den Flur spähte Linda kurz in die winzige Küche rechts von ihr, bevor sie nach links ins Wohnzimmer abbog. Ich schlüpfte ein paar Schritte hinter ihr lautlos durch die Tür, schlich zu dem leeren Schuhkarton, der neben dem Fernseher stand, und kletterte hinein, um Linda im Auge zu behalten, während sie eine Runde durchs Wohnzimmer drehte und sich alles ansah: den Esstisch, der mit ungeöffneten Briefen, einer Schüssel voll überreifer Früchte und Aktenordnern überhäuft war; das durchgesessene Sofa und den ramponierten Sessel, dessen zerschlissener Stoff unter einem Haufen bunter Kissen und weicher Decken verborgen war, und den Couchtisch, auf dem sich alte Zeitungen und leere Taschentuchboxen türmten.

Als Linda die beiden Fotos sah, die zwischen allerlei Deko-Artikeln auf dem Kaminsims standen, ging sie hinüber, um sie sich aus der Nähe anzusehen. Das auf Pappe aufgeklebte Schulfoto von Sophie, Debbies Tochter, schaute sie sich nur beiläufig an, doch das Bild von Debbie am Tag der Eröffnung des Cafés, auf dem sie mich im Arm hielt und übers ganze Gesicht strahlte, betrachtete sie eingehender. Als ihre Neugier gestillt war, wandte sich Linda mit gelangweiltem Gesichtsausdruck wieder dem Rest des Zimmers zu. Sie nahm sich eine Zeitschrift vom Couchtisch, ließ sich aufs Sofa plumpsen und zog mit einem erleichterten Stöhnen ihre Stiefel aus.

Wie alle Katzen wollte ich stets den Schoß eines Menschen austesten, und während ich Linda beobachtete, malte ich mir aus, wie es wäre, auf ihren Schoß zu springen, um mich streicheln zu lassen. Aber so angestrengt ich es auch versuchte, ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass ich mich dort wohlfühlen würde; ihr Schoß wirkte alles andere als einladend. Irgendetwas an Linda schreckte mich ab, und dabei ging es nicht nur um ihre spitzen Stiefel und klauenartigen Fingernägel. Ich vermutete, dass Linda ein paar Jahre jünger war als Debbie, wahrscheinlich Mitte vierzig, aber während Debbie rundlich war, schien Linda nur aus Ecken und Kanten zu bestehen. Ihr Gesicht, das einen seltsamen Orangestich hatte, war länger und schmäler als Debbies, und Nase und Kinn traten bei ihr deutlicher hervor.

Linda blätterte die Zeitschrift etwa fünfzehn Mi-

nuten gedankenverloren durch, bis Debbie erschöpft von der Arbeit die Treppe heraufgestapft kam. »Eines Tages werden meine Beine einfach unter mir zusammenbrechen«, murkte sie, ließ sich mit einem matten »Uff« auf einen Stuhl fallen und rieb sich die Knie.

Linda sprang vom Sofa auf. »Ich hol dir eine Tasse Tee, Debs. Bin gleich wieder da.« Und schon war sie drüben in der Küche und durchsuchte mit lautem Ge töse die Schränke nach Tassen und Teebeuteln.

Währenddessen sah Debbie flüchtig die auf dem Esstisch verstreute Post durch. »Also, wie geht's dir, Linda?«, rief sie durch den Flur.

Ich spitzte die Ohren, um Lindas Antwort trotz des lauten Geklappers in der Küche zu verstehen, doch im nächsten Moment sprang Debbie plötzlich auf und rannte aus dem Zimmer.

»Oh, Linda, was ist los?«, fragte sie, und da hörte auch ich das leise Schluchzen. »Geh schon mal vor und setz dich«, wies sie ihre Schwester an. »Ich bringe den Tee rüber.«

Als Linda ins Wohnzimmer zurückkam, waren ihre Augen gerötet. Sie holte ein Taschentuch aus ihrer Tasche, setzte sich an den Esstisch und tupfte sich die Augen trocken.

»Jetzt erzähl. Was ist passiert?«, fragte Debbie behutsam und stellte zwei dampfend heiße Tassen auf den Tisch.

Linda stieg eine tiefe Röte ins Gesicht. »Ray und ich haben uns gestritten.«

»Oh, das tut mir leid, Linda. Was ist passiert?«,

erkundigte sich Debbie einfühlsam und legte ihrer Schwester die Hand auf den Rücken.

Linda stieß ein mattes Seufzen aus und schirmte ihre Augen mit dem feuchten Taschentuch ab. »Es läuft schon seit Längerem nicht gerade toll zwischen uns, aber gestern Abend ist das Ganze eskaliert«, sagte sie leise. »Ray hackt ständig auf mir herum. Er meint, ich würde immer nur Shoppingtouren machen, zum Frisör gehen und mir die Nägel richten lassen, aber das stimmt nicht!« Sie hielt einen Moment inne, um sich die Nase zu putzen, und ich sah, wie Debbie flüchtig die glänzend pinkfarbenen Fingernägel und diamantbesetzten Ringe ihrer Schwester in Augenschein nahm. Sie strich Linda beruhigend über den Rücken. »Und außerdem«, fuhr Linda entrüstet fort, »hat er mich selbst dazu überredet, mit dem Arbeiten aufzuhören. Er wollte eine Vorzeigefrau, aber jetzt verachtet er mich dafür. Mir reicht's, Debs. Ich halte es bei ihm nicht mehr aus. Ich kann einfach nicht mehr ...«

Debbies Gesicht nahm einen beunruhigten Ausdruck an. »Also, Linda ...«, begann sie zögernd, »wenn du sagst, du hältst es bei ihm nicht mehr aus, meinst du damit ...?«

»Ich meine, dass ich ihn verlassen habe!« Lindas Stimme überschlug sich melodramatisch, und sie brach erneut in Tränen aus.

Die Erkenntnis traf Debbie wie ein Schlag, und die Hand, mit der sie Linda über den Rücken gestrichen hatte, verharrte abrupt. »Verstehe«, sagte sie, doch die wachsende Panik in ihren Augen strafte ihren gelas-

senen Tonfall Lügen. »Nun, hast du heute schon mit ihm gesprochen? Wenn du mit ihm redest, stellt sich vielleicht heraus ...«

Aber Lindas Schluchzen wurde nur noch lauter und beharrlicher und übertönte Debbies Bemühungen, sie zu beruhigen. »Nein, Debs, ich kann nicht mit ihm reden – ich kann nicht zu ihm zurück! Ich kann das einfach nicht.« Sie sank in sich zusammen, bis sie mit der Stirn fast die Tischplatte berührte, ihre Schultern bebten, und ihre Brust hob und senkte sich stoßweise.

Debbie fing wieder an, ihr sanft den Rücken zureiben. »Nein, natürlich nicht, Linda. Das versteh ich«, versuchte sie ihre Schwester zu trösten.

In Lindas Schluchzen mischte sich ein lautes Knacken aus der Küche, und wenig später tapste Eddie ins Wohnzimmer. Mit einem flüchtigen Blick in Richtung der schniefenden Fremden, die zusammengekauert am Esstisch saß, erspähte er mich im Schuhkarton und kam, den Schwanz zum Gruß hoch aufgerichtet, auf mich zu. Ich blinzelte ihn liebevoll an, und er kletterte zu mir in den Karton und putzte sich, völlig unbeeindruckt von dem Drama, das sich auf der anderen Seite des Zimmers abspielte.

Mehrere Minuten vergingen, während Linda mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht wischte und sich die Nase schnäuzte.

»Und, weißt du schon, was du jetzt machst?«, erkundigte sich Debbie, als Linda endlich aufhörte zu schluchzen.

Linda schüttelte den Kopf, immer noch, ohne ihre Schwester anzusehen.

Debbie atmete tief durch, und auf ihrem Gesicht zeigte sich eine Mischung aus Resignation und nacktem Grauen. »Möchtest ... möchtest du erst mal hierbleiben, bis du wieder klarer siehst?«, fragte sie.

Bei diesen Worten drehte sich Linda zu ihr um. »Oh, Debs, meinst du das ernst? Bist du sicher, dass dir das keine zu großen Umstände macht?«, fragte sie mit hoffnungsvoll glänzenden Augen.

»Natürlich nicht, Linda«, antwortete Debbie nach kurzem Zögern. »Solange es dir nichts ausmacht, auf einem Schlafsofa zu übernachten. Wir haben nicht viel Platz, wie du sehen kannst. Aber du bleibst ja bestimmt nicht lang ... oder?« Ein nervöses Lächeln umspielte Debbies Lippen, doch Linda schien die Frage nicht gehört zu haben.

Sie beugte sich vor und schloss ihre Schwester überschwänglich in die Arme. »Oh, Debs, vielen Dank! Ich wusste, dass ich auf dich zählen kann«, rief sie aus und drückte Debbie fest an sich.

Angezogen von Lindas lautem Schluchzen, waren auch die anderen Kätzchen nach oben gekommen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Sie streiften durch den Raum, warfen dem Neuankömmling neugierige Blicke zu und schnupperten voll Forscherdrang an ihren Stiefeln und der Tasche auf dem Boden.

Schließlich gab Linda ihre Schwester frei und tupfte sich noch ein letztes Mal die Augen ab. »Nun, dann sollte ich am besten gleich meine Sachen holen, bevor

es dunkel wird«, sagte sie pragmatisch und stopfte das Taschentuch zurück in ihre Hosentasche.

»Deine Sachen ... hast du ... du meinst jetzt gleich?« Debbies Mundwinkel zuckten.

»Wenn das okay ist?«, fragte Linda mit einem einnehmenden Lächeln. »Ich hab heute Morgen nur ein paar Sachen ins Auto geworfen, damit ich irgendwie durchkomme.«

»Ähm, okay.« Debbie sah sich besorgt in dem chaotischen Zimmer um. »Ich sollte ein bisschen aufräumen, damit du Platz hast.«

»Deb, bitte mach dir keine Umstände – das geht schon. Du wirst kaum merken, dass ich da bin.« Linda sprang so plötzlich auf, dass die Kätzchen erschrocken auseinanderstoben, und holte einen Schlüsselbund aus ihrer Tasche. »Ich lauf schnell runter und hole meine Sachen aus dem Auto. Bin gleich wieder da«, verkündete sie, zog ihre Stiefel an und rauschte davon.

»Warte, du brauchst noch den Schlüssel für die Haustür«, rief Debbie ihr nach.

Linda erschien wieder im Türrahmen. »Danke«, sagte sie lächelnd, als Debbie ihr den Schlüssel zuwarf. »Ich lasse morgen einen Nachschlüssel anfertigen.«

Wenig später hörten wir die Tür unten zuschlagen. Debbie stand da wie betäubt und rührte sich nicht von der Stelle. Nach und nach krochen die Kätzchen aus ihren Verstecken heraus, immer noch nervös von Lindas abruptem Abgang. Eine Weile beobachtete Debbie sie gedankenverloren, bis sie sich schließlich

mit einem entschlossenen Kopfschütteln daranmachte, Ordnung zu schaffen. Sie hatte gerade die Zeitungen vom Couchtisch aufgesammelt, als die Glocke über der Eingangstür des Cafés erneut klingelte.

»Ich bin's nur!«, rief Linda von unten.

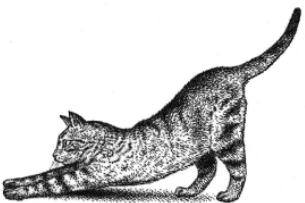
Die Zeitungen immer noch im Arm, hörte Debbie zu, wie Linda die Treppe hochkam. Sie polterte die Stufen langsam und schwerfällig herauf und stieß zwischendurch immer wieder ein frustriertes Ächzen aus; auf jeden Schritt folgte ein dumpfer Schlag, als etwas Schweres auf den Boden donnerte.

»Linda, ist alles in Ordnung?«, rief Debbie und legte die Zeitungen hastig zurück. Sie zuckte zusammen, als etwas an der Wand im Flur entlangsrammte.

Ich sah von einer Ecke des Zimmers aus, wie ein großer Plastikbehälter in der Tür erschien, gefolgt von Linda, deren Gesicht vor Anstrengung rot angelaufen war. Zusätzlich zu dem Behälter, den sie im Arm hielt, zog sie auch noch einen Rollkoffer hinter sich her. Sie schob sich am Esstisch vorbei, wobei sie fast einen Stuhl umwarf, und Debbie trat automatisch vor, nahm ihr den Plastikcontainer ab und stellte ihn auf den Boden.

Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass es sich bei dem Behälter um eine Transportbox für Haustiere handelte, und dann noch ein paar Sekunden, bevor ich zu meinem großen Entsetzen erkannte, dass das Tier im Innern ein Hund war.

3



Linda rollte ihren Koffer durch den Raum und stellte ihn unter dem Fenster ab, dann atmete sie erleichtert auf.

»Ähm, Linda, was ist das?«, fragte Debbie mit einem argwöhnischen Blick auf die Transportbox, die auf dem Teppich hin und her wankte.

»Oh, das ist Beau. Hab ich ihn denn nicht erwähnt?«, erwiderte Linda betont überrascht.

Ich bedachte sie mit einem misstrauischen Blick, bevor ich meine Aufmerksamkeit wieder der bebenden Plastikbox zuwandte. Die Kätzchen standen um den Container herum, ebenso fasziniert wie beunruhigt. Purdy, schon immer sehr selbstbewusst, schritt kühn auf die Transportbox zu und schnupperte, während sie im Kreis um das fremde Objekt herumtigerte. In der Box wurde es auf einmal verdächtig still, als das Tier im Innern ihre leisen Bewegungen wahrnahm. Die anderen Kätzchen schauten zu, völlig zufrieden damit, die Nachforschungen ihrer mutigen Schwestern zu überlassen.

»Nein, ich bin mir ziemlich sicher, dass du ihn nicht

erwähnt hast. Beau ist ein Hund, oder?«, entgegnete Debbie in dem unnatürlich gelassenen Ton, den ihre Stimme immer annahm, wenn sie angestrengt versuchte, nicht die Fassung zu verlieren.

»Ja, aber er ist klein und sehr gut trainiert«, versicherte Linda ihr. Sie ging vor der Transportbox in die Hocke, die heftig schwankte, als das Ungetüm darin nach vorne kam und mit der Pfote an der Gittertür scharrte. »Du bist ein guter Junge, nicht wahr, Beau? Willst du raus?«, säuselte sie in kindlichem Ton, die Lippen zu einem Schmollmund verzogen.

Eine kleine schwarze Nase tauchte am Gitter auf, und eine rosarote Zunge leckte nach Lindas Gesicht. Ich wandte die Augen ab, angewidert von der demütigenden Zurschaustellung hündischer Unterwürfigkeit, doch auf Linda hatte das Geschlabber die erwünschte Wirkung; sie küsste die feuchte Schnauze und entriegelte die Transportbox.

Noch bevor die Tür ganz offen war, schoss der Kläffer heraus, und sofort wurde sein unterwürfiges Benehmen auf streitlustige Weise territorial. Er war eine gelb-braune, flauschige Kreatur – nicht viel größer als ich – mit kurzen Stummelbeinen und einem buschigen Schwanz, der sich über seinen Rücken bog. Das Fell um seine Wangen war ordentlich getrimmt, um sein Teddybär-artig rundes Gesicht mit der spitzen Schnauze zu betonen, und seine dunklen Knopfaugen, die halb unter dichten Wimpern verborgen waren, huschten fieberhaft umher.

Ich sah mich nach meinen Kleinen um – hoffentlich